



Auf der Flucht vor den Deutschen gelangt Walter Benjamin im September 1940 auf einem alten Schmugglerpfad vom französischen Grenzort Banyuls-sur-Mer ins nordspanische Portbou. Tags darauf setzt er seinem Leben ein Ende. Acht Jahrzehnte später nimmt Marica Bodrožić den letzten Weg des großen deutschen Schriftstellers und Philosophen zum Anlass, um über unsere Zeit, die Komplexität von Lebensläufen und Identität, Freundschaft und Flucht nachzudenken. Für sie wird der Gang über die Pyrenäen zu einem luziden Denkweg, auf dem die Natur als synästhetisches Gefüge mitspricht. Die äußere Bergwelt verschmilzt mit der inneren Lebenslandschaft. Kunstvoll webt Marica Bodrožić in ihren Gedankenstrom die Schicksale auch anderer Intellektueller ein, die der Gewalt des 20. Jahrhunderts ausgesetzt waren – etwa der Widerstandskämpferin Lisa Fittko oder des Dichters Ossip Mandelstam. Entstanden ist dabei eine überzeitliche Wanderung durch die inneren Landschaften der Seele, die das schmerzverzahnte Gedächtnis mit dem leuchtenden Kern von Poesie verbindet. »Ein großes Projekt des Denkens ganz im Geiste Benjamins.« (Paul Reitter)

Marica Bodrožić wurde 1973 in Dalmatien geboren. 1983 siedelte sie nach Hessen über. Sie schreibt Gedichte, Romane, Erzählungen und Essays, die in über sechzehn Sprachen übersetzt wurden. Für ihr bisheriges Werk wurde sie mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, zuletzt mit dem Walter-Hasenclever-Literaturpreis und dem Manès-Sperber-Literaturpreis für ihr Gesamtwerk. Marica Bodrožić lebt mit ihrer Familie als freie Schriftstellerin in Berlin und in einem kleinen Dorf in Mecklenburg.

Marica Bodrožić

*Die Arbeit der Vögel*

Seelenstenogramme

Lizenzausgabe für die Mitglieder  
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,  
Frankfurt am Main, Wien und Zürich  
[www.buechergilde.de](http://www.buechergilde.de)

Mit freundlicher Genehmigung  
des Luchterhand Literaturverlags, München  
Copyright © 2022 Luchterhand Literaturverlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München  
Alle Rechte vorbehalten

Einbandgestaltung: Cosima Schneider  
unter Verwendung des Farbholzschnitts  
mit Linolätzung »Allee«, 60 x 80 cm,  
von Petra Schuppenhauer  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany 2022  
ISBN 978-3-7632-7405-5

Der Gerechte gedeiht wie die Palme.

*Psalm 92,13*

Stil gibt es, wenn die Wörter einen Blitz erzeugen, der von den einen zu den anderen überspringt, auch zu weit abliegenden.

*Gilles Deleuze*

## *Der Weg über die Pyrenäen*

Die Rätsel eines Weges offenbaren sich den Füßen erst auf der eigentlich zu gehenden Strecke, wenn mit jedem Schritt das Gespräch mit der Erde, dem Geröll, den Steinen, Bäumen, Sträuchern und Blumen beginnt und die wechselnden Farben des Gebirges das Sehen verändern, es genauer werden lassen und im Einklang mit dem ergangenen Atem in neue Erkenntnisse überführen. Das größere Gedächtnis fängt an mitzusprechen. Die Wahrheit der kleinen Steine und die Verstreungen einer sich selbst erzählenden Baumkruste, eines der aufsteigenden Geherin helfenden, festen, aber im Wind noch gerade genug biegsamen Astes haben keine eigentliche Mitteilung zu machen. Alles in der Natur steht für sich und hat keine Forderungen. Darin ist aus der Sicht der Atmenden gleichermaßen ihre Kälte wie ihre Schönheit enthalten. Aber später, im Rückblick und aus dem schrittweise erfahrenen Lungenvolumen eines Weges, aus dem Aufbruch der gestanzten Schmerzens-, Lust- und Lebenszeit eines im Gehen denkenden Menschen, entsteht ein neues Fassungsvermögen, ein Sprachvolumen, dem die Leere, das Nichtwissenkönnen, was beim nächsten Schritt geschehen wird, das Nicht-vor-die-Wahrheit-der-Füße-Treten-Können,

zuvorkommt. So ist es auch an diesem frühen, noch frischen Februarmorgen im langsam sich ankündigenden Geleit der Tramontana, die mir ihre Kühle tief in die Lungen schleust und so von Beginn an in aller Deutlichkeit ihr königliches Terrain markiert. Die Luft mit dieser Windsprache zu teilen und den Füßen Vertrauen zu schenken, das ist die einzige Aufgabe für diesen Lebenstag, für diese kommenden Stunden, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in sich bündeln, schwanger sind mit der Kraft und Geschichte dieses Weges, den es nun auch für mich gibt, weil es Menschen auf der Flucht gab, denen er einst Rettung versprach. Einer dieser Menschen war Walter Benjamin, ein Erdenbürger, der Europäer war, lange noch bevor dieses Wort als Denkmodell in unserer wandlungsbereiten Welt schwebte. Benjamin redete nicht über sich als Europäer, er lebte diesen verletzlichen Zustand eines Ausgesetzten, in Teilen wohl, weil es seiner Rastlosigkeit entsprach und dann, weil er keine Wahl hatte und die Menschen seiner Zeit ihn dazu zwangen, *sich so zu bewegen – wie er es nicht wollte*. Er wusste, dass nur derjenige, der eine Straße geht, von ihrer Herrschaft Kenntnis erlangen kann. Mit der Freiheit, die das jegliche Wollen abstreifende Gehen mit sich bringt, wird für mich auf diesem Weg auch Gott zu einem kleinen Stein zur anderen Seite der Berge. Der Stein liegt zwischen zwei Ländern und erinnert mich daran, dass ich ein Kind in mir trage. Es ist schwer, sich zu bücken und den kleinsten Stein aufzuheben. Im vierten Monat seiner Menschwerdung ist der

neue Mensch nun dem Einflussbereich der Tramontana auf die gleiche Weise ausgesetzt wie ich, verbunden durch den Blutkreislauf unserer Leben und den Atem seines Vaters, der mit uns geht. Bald schon wird uns vielleicht ein blauer Gipfel unter einem hohen Himmel grüßen, ein Gipfel, der sich aber eine ganze Weile versteckt hält und doch zugleich von immer dunkler werdenden Wolken angekündigt wird. In der Ferne, längst schon, wie ich nun sehe, zum Stadtmenschen geworden, stelle ich mir die vibrierende Lunge von Marseille vor. Ich reise in meinen Gedanken zu den flimmernden Lichtern dieser Stadt und ihres Hafens, so, als könnte der Blick noch nicht aus sich selbst heraus ruhig werden, sich noch nicht einlassen auf diesen Weg, der für mich von Berlin nur zwei Flugstunden bis Barcelona und von dort zwei Stunden Autofahrt entfernt ist und der für unzählige Menschen im Zweiten Weltkrieg der letzte mögliche Fluchtweg in die Freiheit war. Viele waren von Paris über Marseille nach Banyuls-sur-Mer gekommen und einige von ihnen trauten sich nun mit der deutsch-jüdischen Widerstandskämpferin Lisa Fittko die wagemutige Flucht auf die andere Seite der Welt in ein Spanien zu, das mit neuen Gesetzen für weitere existentielle Verunsicherungen sorgte. Walter Benjamin ist der Einzige von ihnen, dem zwar mit Fittkos Hilfe die Flucht gelang, der sie aber nicht überlebte und der seinem Leben selbsttätig ein Ende setzte in dieser anderen, immer noch vielversprechenden Welt. Wer aber tötet eigentlich einen Menschen, wenn er sich selbst tötet? Die Zeit tötet ihn



nicht. Das können nur Menschen als Teilhaber der Zeit, die sie mit anderen verbindet. Ich gehe diesen Weg, und er denkt mit, geht mir voraus. Dem Weg ist äußerlich nichts eingeschrieben. Dennoch hat seine innere Beschriftung Anteil an meiner Lunge und dem Drängen der Fragen, die sich im Gehen herausschälen. Alles, was ich hier innen und außen sehe, stelle ich mir zusammen *mit dem Weg* vor, der mir zuarbeitet. Der Weg und ich, wir sind ein Zusammen-Sehen. Ein schwerer Anstieg, der immer kälter werdende Wind, rutschiges Gelände, der nasse Boden, von den starken Regenfällen der letzten Tage unwägbar geworden, all das ist Sprache für den ausgesetzten Menschen, eine Sprache, die Punkte, Kommas und Semikolons verweigert. Ob das der Grund dafür ist, dass einige Menschen auf ihrer gefährlichen Flucht kurz vor dem Übergang nach Spanien, in der Nähe der aufmerksamen Ohren der Grenzwatchen, sich selbst in Gefahr brachten, indem sie lautstark nach Äpfeln, Kuchen oder anderen weit entfernten und wie in einen anderen Kosmos ausgelagerten Dingen verlangten? Obwohl Lisa Fittko ihnen vorher eingehend erklärt hatte, an welcher Stelle des Fluchtweges nicht einmal gesprochen, geschweige denn geschrien werden durfte, zerriss etwas in ihnen, eine feine Naht ging auf, die sie in ihrer Beherrschung Wochen und Monate beschützt hatte. Der Ausbruch aus der Syntax der Gewalt, er klingt jetzt für mich angesichts der Gefahr, der diese Menschen ausgesetzt waren, wie ein Akt der notwendigen Selbstermächtigung. Selbst um den Preis der Zerstörung

einer Freiheit, die sie mit jedem Schritt ersehnten, war es der Ausdruck *ihrer Freiheit*. Das Gewicht des wachsenden Lebens in mir tragend, kann ich es mir, umringt von den Gipfeln der Berge und mit dem Blick auf ein immer weiter sich entfernendes, hinter unserem Rücken zurückbleibendes Meer mit seinen kleinen, mediterranen Städtchen, Häfen, Cafés, plötzlich vorstellen – diesen unermesslichen Wunsch nach Selbstbestimmung, die in ihm enthaltene eigene Autonomie, auch in Gefahr der eigenen Stimme Ausdruck geben zu wollen. Merkwürdigerweise denke ich jetzt, ich selbst hätte aber wohl eher versucht, mich vernünftig zu verhalten. Vernünftig, was meine ich damit? Vielleicht still und leise. Dabei ist immer in meinem Leben alles in die richtige Bewegung gekommen, wenn ich mich, mit dem Maßstab eben dieses Vernünftigen gemessen, vollkommen unvernünftig, unlogisch, unberechenbar verhalten habe. Wir können keinen Weg dauerhaft gehen und im Gehen zeitgleich von oben, aus der dahinschwebenden weiten Luft der Vögel, auf uns selbst sehen. Wir müssen manchmal aufbrechen, ohne zu denken, der Aufbruch muss die Regie über das Ziel und den Blick auf unsere Füße übernehmen. Und uns die Gefahren vergessen lassen. So jedenfalls erscheint es mir am Anfang der achtzehn Kilometer langen Strecke durch die Pyrenäen, die uns noch bevorsteht. Später, viel später, erreicht mich die wirksame Wahrheit der Schritt um Schritt mitzählenden Lunge. Sie hat sich bei jedem Auftreten und Weitergehen Fragen erlaubt, sie in der inneren Zeit wie Fische in einem

Netz gesammelt, und diesen Vorrat an Fragen und Zahlen, diese offenen Fragen und Zahlen, die zu Lebensfragen und Lebenszahlen werden können, hat sie mir für die nächsten Jahre mit auf den Weg gegeben und gezeigt, dass das eigene Leben nie außerhalb der Welt da ist, sondern immer in ihr wirkt, sie abbildet und das Große im Kleinen spiegelt. Auf dem Vogelweg singen alle Stimmen der Erinnerung mit. Er kann und muss allen äußeren Zielen trotzen und kann nur im Innen aufleuchten. Der Vogelweg ist ein Seelenweg, ein Bindeglied zwischen Himmel und Erde, er singt seine Schneise zwischen Göttern und Menschen ein, so leise, wie die Farben am Morgen mit dem Aufgang der Sonne sich ins Erwachen bringen. Der Vogelweg ist der Weg, nach dem man uns richten wird jenseits aller Geschäfte, der Stimmschall, der uns einschreibt in sich, weil wir sein Buch sind im Tal der Entscheidung. Sonne und Mond verdämmern, die Sterne raffen ihren Strahl ein. Unzugehörige durchziehen deinen Weg nicht mehr, jetzt aber bist du durch und durch verletzlich. Gerade weil du keine Feinde hast, bist du eine sichtbare Spur im Leben. Vogelweg, labe mein Herz und befreie es von falschen Bedeutungen. Denn jetzt, da du da bist, wo du vorher nicht warst, sehe ich, dass ich dich immer nur erahnt, oft ersehnt, mit dem Kopf herbeigerufen habe, du aber warst nicht zu erzwingen und ohne die stille und doch so einfallsreiche Mitarbeit der Füße warst du uneinnehmbarer Fels hinter allen Welten und Alten Träumen. Jetzt zieht deine Weltzeit ein in die Füße, die einem Quell gleich den

Akaziengrund trinken. Es gibt keine probierbare Gnade. Gnade ist unteilbar, allwaltend nimmt sie sich alles, was ihr gehört – du kannst in ihr Schlaf und Erholung und auch atmende Tage in einem Semikolon finden. Und so sieht jetzt der Blick hinter dem Blick, dass kein Leben von einem anderen Leben getrennt ist, dass kein Weg von einem anderen Weg getrennt ist, dass keine Not von einer anderen Not getrennt ist, dass kein Aufblitzen der Wahrheit in einem Einzelnen getrennt ist von der aufblitzenden Wahrheit eines anderen Einzelnen. Wo diese Arbeit der Vögel beginnt, dort hat das eindimensionale und Besitzansprüche stellende Ich an Einfluss verloren. Ein weiter gefasstes, großzügigeres Selbst stellt uns seine Offenheit zur Verfügung, und Langmut und Huld des Lebens sind Nahrung dann im Wogen der Halme, die wir erblicken. Es lebt und bebt in der fortwährenden Anwesenheit der anderen Menschen. Es hat Augen hinter den Augen. Und es hat gelernt, der Lesart seiner grasliebenden Füße zu vertrauen. Der russische Dichter Daniil Charms hat es gekannt, dieses Selbst, das ihn in seinen metaphysischen Spekulationen atmen ließ, als er einmal vom Wandern kam und nach Hause ging auf einer Straße zwischen zwei Städten, irgendwelche nordischen Lieder pfiff und ihm in der Ferne eine Kuhmagd erschien und er sich in die Kletten setzte und verborgen ward und nur noch denken konnte, wie hoch, oh mein Herr, war Dein Gras gewachsen, es war so hoch gewachsen, dass es ihn verhüllte, wie er es in seinem Gedicht sagt, bis an die Schultern. Wenn dieses ans

Gras sich anlehrende Selbst erwacht, ist es Zeit für die bleierne Nacht in uns zu verschwinden. Auch Aristides de Sousa Mendes war vertraut mit diesem anderen *grünen* Selbst. Deshalb wird er der Gerechte von Bordeaux genannt. Die Gerechten sind Einzelwesen. Es gelang ihm etwas, das unmöglich genannt wird. Er rettete 1940 mehr Menschen als Oskar Schindler. Warum wissen wir so wenig über ihn? Die Linden blühen im Geist und im Leben. Die Ernte ist immer im Jetzt, in unserem inneren Juni müssen wir uns ändern, weil das Leben nicht schläft. Der Weg, dieser Erzähler in meinem Kopf, weiß mehr als meine schreibende Hand. Aber sie sprechen jetzt miteinander, um mich teilhaben zu lassen. Und ich höre zu, höre und staune, wie die Füße sich einarbeiten in diese Unterhaltung zwischen ihren Elementen.

### *Die Geburtsurkunden reden miteinander*

Die frische Bergluft liebt mich. Sie lässt mich alle im Vorfeld imaginierten Gefahren vergessen, die Fragen, die noch kurz vor dem Abflug von Berlin nach Barcelona wichtig waren, rücken sich selbst ins Verhältnis. Werde ich es in meinem Zustand schaffen, über die Pyrenäen zu gehen? Die ganze Fluchtroute am Stück meistern, die An- und Abstiege, die einst Walter Benjamin ging? Wird es regnen? Wie viele Stunden werde ich brauchen? Der Aufbruch in

Colera auf der katalanischen Seite Richtung Cerbère läuft schon anders als geplant. Die Ortsnamen lassen mich frösteln. Mischt euch ein, Freunde, mischt euch, redet im Geist mein Pasolini mit. Ich mische mich ein, indem ich im Stillen das Denken übe und bevor ich es laut mit der Stimme sagen kann, brauche ich Zeit. Und doch ist das, was im Inneren geschieht, kein Prozess der Zeit, es ist ein Werden in Dauer, metaphysische Mandeln. Da wir außerhalb der Saison unterwegs sind und keine Touristen die Küste durchschwärmen, ist es schwer, eine angenehme und beheizte Unterkunft zu finden. Meine dalmatinische Kindheit, in der ich die harten, heizungslosen Winter über und in allen Nächten und in allen frühen Morgenstunden derart schlimm fror, dass sich mir Frostbeulen an den Fingern bildeten, meldet sich zurück. Ich will nicht frieren, meine lieben Mitmenschen, ich brauche euch, brauche bitte eine warme Unterkunft. Solch eine Bitte konnte sich Lisa Fittko nicht einmal in Gedanken leisten, als sie sich 1938 von Berlin nach Frankreich begab und ohne es zu wissen, eine Flucht einleitete, die fünfzehn Jahre dauern und sie durch die halbe Welt führen sollte. Wir sind, lange noch bevor ihr die Stadt Berlin eine nach ihr benannte und doch gut versteckte Straße schenkte, nun auf ihren Spuren unterwegs zur »F-Route«, benannt nach dem Ehepaar Lisa und Hans Fittko, die es während weniger Monate 1940 und 1941 zustande brachten, über dreihundert Menschen auf diesem alten Maultierpfad in Sicherheit zu bringen. Auf der katalanischen Seite der Pyrenäen, im Nach-

barort von Portbou, findet sich ein einfaches Hotel. Die Züge von Portbou in Richtung Banyuls-sur-Mer halten lange in Cerbère. Und zwar in den frühen Morgenstunden, eine halbe Stunde lang. Das ist zu lang. Also fahren wir mit dem Auto in die Grenzstadt und nehmen von dort den Zug nach Banyuls-sur-Mer. Nur drei kurze Minuten später sind wir am Ausgangspunkt unseres Weges angekommen. Ich empfinde Scheu, dieses morgendliche Februar-Unternehmen als Wanderung zu bezeichnen. Das Freizeit-Wort fühlt sich an wie eine zweite, nun kapitalistisch versierte Vereinnahmung jener Menschen, die in ihrer Not gezwungen waren, diesen Weg auf sich zu nehmen und die Flucht zu wagen. Aber längst schon ist die ganze Route durchs Gebirge mit dem Etikett »Walter-Benjamin-Wanderweg« versehen worden, eine für unsere Zeit typische touristische Beschlagnehmung, ein wie zum Verkauf ausgelegtes Schicksal, das sich nicht mehr aufbäumen kann, so, wie sich Walter Benjamin nicht mehr gegen die heutigen rechtsextremen Politiker in Perpignan zur Wehr setzen kann, die ausgerechnet ihn als Namensgeber für ihr Kulturzentrum entdeckt haben. »Auch die Toten werden, vor dem Feind, wenn er siegt, nicht sicher sein. Und dieser Feind hat zu siegen nicht aufgehört.« In seinem Todesjahr 1940 hatte Benjamin diese Sätze niedergeschrieben, nicht ahnend, dass sie einmal auf ihn selbst anwendbar sein würden. Der Weg über die Pyrenäen, der ihm Rettung sein sollte, ist jetzt eine Art kapitalistischer Sticker, dessen Einverleibung ich beim Gehen spüre und

loswerden möchte, weil ich gehend auch Teil davon bin. Ich schaue nicht mehr auf die Wegweiser, sondern versuche, die ganze Zeit auf meine Füße oder in die Ferne zu sehen. Dann erblicke ich erste Häuser eines kleinen Städtchens. Dann die Weinberge. Sehe auf die Hügel. Ausläufer der Pyrenäen. Die Idylle zittert erst nicht, dann doch, nur dieses Zittern blättert in mir, es blättert mich um, weil ich das Buch bin, in dem das Gedächtnis sich sein Ufer findet. Dies sind die Zeugungen des Himmels und der Erde: Ihr Erschaffensein segnet unser Hiersein. Im Anfang ist der Mensch selbst ein Anfang, und er ist so gemeint, wie ein Anfang ist – immerwährend ist seine Kraft. Das Gedächtnis gehört den Wehrlosen. Wollen wir ihm gleichen, müssen wir so zuhören lernen, dass das Lebendige nicht vergeht, wenn es unsere Sprache erreicht. Wir sind an diesem Morgen Anwärter der Erinnerung, nicht selbst auf der Flucht, aber wir können nicht die Flucht der anderen aus unserem Denken löschen, sie bringt sich selbst ein. Die Toten gehen mit. Wir dürfen in der uns gegebenen Freiheit leben, müssen uns nicht tarnen, können, anders als Walter Benjamin und die von Lisa und Hans Fittko über die Berge geführten, in Lebensnot geratenen Menschen, einen Apfel oder zwei Äpfel mitnehmen, einen Rucksack und alles, was wir für diese Überquerung brauchen oder tragen können, auch eine Weltanschauung, was immer das heißt, wenn es etwas heißt und gebraucht wird. Ist Liebe zur Ganzheit das Gleiche wie Liebe zur Wahrheit? Ich habe selbstgebackenes Bananenbrot dabei und Zeit genug, um



mich im Fragen zu üben und die ineinandergelegte Zeit wie ein mehrschichtig übermaltes Gemälde zu lesen. Unweigerlich fällt mir als Teilhaberin dieser Luft jene für sich genommen schlichte, aber gerade dadurch furchterregende Szene ein, die Varian Fry, der 1940 / 1941 unzähligen deutschen Emigranten das Leben rettete, in seinem Bericht »Auslieferung auf Verlangen« beschrieben hat. Einmal ging er nachts etwas später als sonst durch Marseille, er befand sich auf dem Rückweg von der Post, wo er wie jeden Tag Telegramme nach New York verschickt hatte, um Visa für seine Schützlinge zu erbitten. Als er mit seinem Begleiter bei seinem Hotel ankam, sah er davor ein Auto mit einem deutschen Nummernschild: »Der Chauffeur öffnete den Schlag und heraus stiegen fünf deutsche Offiziere. Sie trugen lange graue Mäntel, vorne hochgebogene Schirmmützen, die an das Hinterteil von Enten erinnerten, schwarze Glacéhandschuhe und glänzende schwarze Lederstiefel. An den Mützen konnten wir den vergoldeten Adler und das Hakenkreuz erkennen.« Fry und sein Begleiter ziehen sich zurück und warten ab, bis die Offiziere im Hotel verschwunden sind, erst dann gehen sie, mit vor Entsetzen zusammengeschnürten Hälsen, selbst auf ihre Zimmer. Aus der historischen Distanz betrachtet, wirkt diese Szene wie ein Albtraum, durchströmt von dunkler Energie, die sich gebieterisch auf die Schauenden, das Hotel, die Straße, ja, auf ganz Marseille legt. Wir müssen uns an diesem Tag nicht ducken, müssen nicht flüstern, sind nicht gezwungen, uns unauffällig